Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Redaktion, Druck u. Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Mittwoch, den 21. Dezember 1881. Nr. 595.

Abonnements-Einladung.

Unsere geehrten Leser, namentlich die auswärtigen, bitten wir, das Abonnement auf unsere Zeitung recht bald erneuern zu wollen, damit ihnen dieselbe ohne Unterbrechung zugeht und wir sogleich die Stärke der Auflage feststellen können. Die reichhaltige Fülle des Materials, welches wir aus den politischen Tagesereignissen, aus den gewöhnlich so interessanten Kammerberichten, aus den lokalen und provinziellen Begebnissen darbieten, die Schnelligkeit unserer Nachrichten ist so bekannt, daß wir es uns versagen können, zur Empfehlung unserer Zeitung irgend etwas zuzufügen. Wir werden auch fernerhin für ein spannendes und interessantes Feuilleton sorgen

Der Preis der zweimal täglich erscheinenden **Stettiner Zeitung** beträgt außerhalb auf allen Postanstalten vierteljährlich nur **zwei Mark**, in Stettin **in der Expedition monatlich 50 Pfennige, mit Bringerlohn 70 Pfg.**

Die Redaktion.

Deutschland.

** **Berlin**, 20. Dezember. Der Minister des Innern hat in Betreff des Schutzes der Theater gegen Feuersgefahr unterm 7. d. Mts. nachstehenden Erlaß an die Regierungs-Präsidien gerichtet: „Die bei dem Brandunglücke im Ringtheater in Wien gemachten Erfahrungen haben von Neuem die großen, zumeist unterschätzten Gefahren erkennen lassen, welchen das in Theatern oder ähnlichen Lokalitäten versammelte Publikum bei einem dort entstehenden Brande ausgesetzt ist. Mögen verschiedene Ursachen dazu mitgewirkt haben, jene Katastrophe zu einer so entsetzlichen zu machen, so können doch auch anderwärts ähnliche Unglücksfälle eintreten, wenn denselben nicht rechtzeitig und sicher durch geeignete Schutzmaßregeln vorgebeugt wird. Bereits durch den Zirkular-Erlaß vom 18. November d. Js. habe ich eine allgemeine Revision der öffentlichen Theater und ähnlicher Lokalitäten hinsichtlich ihrer Feuergefährlichkeit nach Maßgabe der seitens der Akademie des Bauwesens aufgestellten Normal-Bestimmungen angeordnet. Im Hinblick auf den Brand im Wiener Ringtheater mache ich den Provinzial-Behörden, an welche der gedachte Erlaß gerichtet ist, auf das Dringendste zur Pflicht, diese Revisionen schleunigst durchzuführen und, je nach dem Befunde und der durch die Konstruktion der betreffenden Gebäude bedingten Möglichkeit, die als erforderlich erkannten Maßregeln zum Schutze des Publikums anzuordnen, wobei die Feuerlösch-Einrichtungen, die Anlagen der Korridore, Treppen und Ausgänge, die Einrichtungen zum sicheren Abschluß der Menschen gegen den Herd des Feuers, die Gaseinrichtungen im Innern des Gebäudes und die gesonderte Erleuchtung der Zugangsräume vorzugsweise in Betracht kommen. Die Erfahrung hat aber auch gezeigt, wie leicht im Augenblicke der Gefahr die gehörige Anwendung der bestehenden Schutzmaßregeln verabsäumt und unterlassen wird. Es muß daher besonderes Augenmerk darauf gerichtet werden, in welcher Weise die Ausführung der zur Sicherheit des Publikums getroffenen Einrichtungen sichergestellt und kontrolirt werden kann. Es erscheint erforderlich, daß vor dem Beginn jeder Theater-Vorstellung konstatirt werde, ob die angeordneten Schutz- und Sicherheits-Apparate sich in dem gehörigen Zustande befinden, und ob die in dieser Beziehung getroffenen Maßregeln zur Ausführung gelangt sind. Ferner wird dafür zu sorgen sein, daß geeignete Personen ausschließlich dazu bestimmt werden, während der Zeit, in welcher die betreffenden Räume dem Publikum geöffnet sind, die angeordneten Schutzmaßregeln zu handhaben und sich während dieser Zeit an derjenigen Stelle aufzuhalten, wo die Maßregel zu ergreifen, also z. B. wo der betreffende Schutzapparat in Bewegung zu setzen ist. Zur Erreichung der vorstehend bezeichneten Zwecke wird es sich empfehlen, die bereits im Erlasse vom 18. November d. Js. in Aussicht genommenen Spezial-Kommissionen nun überall da, wo öffentliche Theater oder ähnliche Lustbarkeiten sich befinden, in's Leben treten zu lassen. Was die Bildung derselben betrifft, so wird es darauf ankommen, die den Organen der Polizei-Verwaltung beigegebenen Mitglieder der Kommission aus den geeignetsten Elementen der Bevölkerung, je nach den lokalen Verhältnissen, auszuwählen. Ich überlasse den königlichen Provinzial-Verwaltungs-Behörden, in dieser Beziehung die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Ueber die Ausführung dieser Verfügung sehe ich einer Anzeige entgegen."

Berlin, 21. Dezember. Der Kaiser hat auf Antrag des General-Intendanten der königlichen Schauspiele bestimmt, daß in den königlich preußischen Theatern, welche täglich Vorstellungen geben (Berlin und Hannover), eine Matinee, und in denen, welche nicht täglich spielen, eine Vorstellung zum Besten der durch den Brand des Ringtheaters in Wien Nothleidenden veranstaltet werden soll.

— Die jüngste Tochter des österreichischen Kaiserpaares, Erzherzogin Valerie, hat sich als Weihnachtsbescheerung die Ueberweisung eines durch die Brandkatastrophe im Wiener Ringtheater elternlos und hülfsbedürftig gewordenen Kindes erbeten, um dasselbe auf eigene Kosten erziehen zu lassen.

— Der am Sonntag in Hamburg herrschende Sturm hat an den Nordseeküsten schweres Unglück im Gefolge gehabt. Am Abend verkündeten Kanonenschüsse das rapide Steigen des Wassers, welches um $2^1/_2$ Uhr Morgens eine Höhe von 13 Fuß erreichte und die Keller der niedrig gelegenen Gegenden der Stadt überschwemmte. Montag stieg das Wasser abermals und erreichte einen Stand von ungefähr 14 Fuß Höhe.

Aus Glückstadt wird gemeldet, daß dort seit Sonntag Mittag furchtbares Unwetter herrscht. Sturm aus Südwest mit starken Niederschlägen und Gewitter während der Nacht und Montag Früh. Das Elbwasser steht so hoch, daß die Marschen vielfach unter Wasser sind.

— Der griechisch-türkische Postkonflikt schleppt sich noch weiter fort und ist sogar an einer Etappe angelangt, die eine Verschärfung bedeutet. Die türkische Regierung, die mit bemerkenswerther Konsequenz die Schließung der griechischen Postämter auf türkischem Gebiete fortsetzt, glaubte die griechische Regierung dadurch zum Abschlusse einer Postkonvention zu zwingen, sieht sich jedoch durch den selbstbewußten Stolz der Hellenen in dieser Erwartung getäuscht und ist nunmehr zu einer Maßnahme geschritten, die vom Standpunkte des internationalen Rechtes nicht für unbedenklich gehalten wird, weil sie die Sicherheit des Briefverkehrs antastet. Es ist nämlich als eine Repressalie gegen Griechenland angeordnet worden, daß die türkischen Postämter in Konstantinopel die von Griechenland einlaufenden und für Konstantinopel bestimmten Briefe zurückhalten sollen. Da von dieser Verfügung nicht blos die Griechen, sondern auch alle in Griechenland sich aufhaltenden Fremden betroffen werden, so leuchtet ihre Unbilligkeit von selber ein. Der Streit hat mittlerweile einen Charakter angenommen, der wahrscheinlich die Einmischung der europäischen Diplomatie unvermeidlich machen dürfte.

— Die Sorglosigkeit, welche sich gegenüber der Bildung des Ministeriums Gambetta in den Berliner leitenden Kreisen zeigte, ist einigermaßen seit Ernennung Chaudordy's zum Botschafter in Petersburg ins Wanken gekommen. Man verhehlt sich nicht, schreibt man verschiedenen Blättern von Berlin, daß hierin wohl der erste Schachzug Gambetta's gegen Deutschland zu suchen ist. Man kennt die feindselige Stimmung des neuen Botschafters gegen Deutschland aus Wort und Schrift und man glaubt in der Ernennung einen neuen Halt für die älteren Gerüchte zu finden, welche das Zustandekommen einer Koalition Frankreichs, Rußlands und Englands als ein Hauptziel Gambetta's bezeichnet haben und eigentlich niemals ernstlich widerlegt worden sind. Bemerkenswerth ist es jedenfalls, daß man in orientirten Berliner Kreisen weniger auf eine ablehnende Haltung Rußlands als, trotz der wohlbekannten Neigungen Gladstone's, auf eine jenen Bestrebungen ungünstige Neigung Englands spekulirt. Wenn man dem Ganzen auch keine zu große Wichtigkeit beilegt, so will man darin doch ein Signal erblicken, welches nicht unbeachtet gelassen werden dürfte.

— Der Pariser Korrespondent des „N. W. Tgbl." schildert den Eindruck, den die Freisprechung Rochefort's gemacht hat, in dem nachstehenden, vom Freitag datirten Briefe:

„Die Verurtheilung des Herrn Roustan! Zehn Centimes!" So riefen die Buben auf dem Boulevard, indem sie die Nachtblätter den Vorübergehenden feilboten. Und die Leute blieben stehen und kauften kopfschüttelnd die Zeitungen. „Nein, das ist nicht möglich!" sagt alle Welt, und man liest es und glaubt, erstaunt, verdutzt, geärgert. Man kann es sich gar nicht erklären, wieso dies gekommen, man sucht nach Gründen, man bringt welche vor. Man sagt z. B., daß die Jury ein Opfer für den unpopulären tunesischen Krieg haben wollte; man sagt, daß die Geschworenen Angst gehabt haben, bei der nächsten Kommune mit ihren Personen für einen Rochefort verdammenden Urtheilsspruch verantwortlich gemacht zu werden — und man weiß, was in einem solchen Falle die Verantwortlichkeit bedeutet. Eine Mauer, sechs Mann, etliche Kugeln und der Kommandoruf „Feuer!" — Man sagt, die Jury wollte die Schwindeleien in gewissen Kreisen brandmarken. Alles dies mag wohl einige Körnchen Wahrheit enthalten und man hätte deshalb eine nur leichte Verurtheilung Rochefort's sich immerhin erklären können — aber zwischen einer solchen und einer gänzlichen Freisprechung ist ein Abgrund.

Also Rochefort — sagen sich die Beamten des Staates — kann ungestraft morgen jedes Mitglied der Regierung insultiren und verleumden, und man ist gegen ihn schutzlos. Das ist ja fürchterlich! Und welchen bedauerlichen Eindruck wird diese Freisprechung in der Provinz machen! „Ja, die „Geschäftemacher" in der gegenwärtigen Regierung sind verurtheilt; Rochefort brandmarkt sie Alle!" so wird es in der Provinz heißen. Und erst im Auslande, welches Erstaunen wird das heutige Urtheil hervorrufen. Man wird es gar nicht verstehen, ebenso wenig wie hier. Und dazu haben die beiden Ankläger Rochefort's, der Advokat Cléry und der Generalprokurator Dauphin, den Fehler begangen, indem sie in ihren Plaidoyers erklärten, eine Freisprechung Rochefort's sei gleichbedeutend mit einer Verurtheilung Roustan's — Ganz so, wie die Zeitungsverkäufer rufen! („Meine Herren Geschworenen — so lautete die höchst ungeschickte und gefährliche Phrase des Generalprokurators — der Staatsbeamte, der vor Ihnen steht, ich vertraue ihn Ihnen jetzt an. Wenn Herr Roustan sein Vaterland verrathen hat, dann sprechen Sie Herrn Rochefort frei. Ich werde meine Pflicht gegen Herrn Roustan zu erfüllen wissen und morgen wird er auf dieser Bank Platz nehmen müssen!") Wahrlich, die Regierung ist nicht auf Rosen gebettet. Vorige Woche sehr lau in der Kammer unterstützt, diese Woche im Senate kaum mit heiler Haut davon gekommen und heute von der Jury verurtheilt! Dieser unerquickliche Zustand kommt davon, daß die jetzige Regierung eine von ihrer Vorgängerin unternommene Expedition als Erbschaft überkommen hat. Sie konnte gar nicht anders handeln und Gambetta muß die Sünden Jules Ferry's und Barthélemy's büßen. Es muß doch Gambetta nicht wenig unangenehm gewesen sein, heute bei dem Diner, welches der deutsche Botschafter Fürst Hohenlohe ihm zu Ehren gab, die Nachricht von der Freisprechung Rochefort's zu erfahren!

Sorau, 20. Dezember. Bei der hiesigen Reichstagsnachwahl erhielt, soweit bis jetzt festgestellt ist, Witt (Sezessionist) 7787, Schön (deutsche Reichspartei) 5914 Stimmen. Aus 15 Ortschaften fehlt das Resultat noch, doch kann die Wahl Witt's als gesichert angesehen werden.

Ausland.

Wien, 19. Dezember. Der Kaiser ist gestern nach Wien zurückgekehrt. Der Monarch findet keine rauchenden Trümmer, keine verkohlten Leichname mehr, der Anblick des Gräßlichsten ist ihm durch das Fernsein erspart geblieben; aber den ungemilderten Jammer findet er noch und die unbesänftigte Erbitterung über alle die Unverantwortlichkeiten, die das ungeheure Unglück angerichtet haben und zu denen sich keiner von den Verantwortlichen bekennen will, gegen deren Verantwortung man sich hie und da durch den Nimbus der Autorität zu wehren bestrebt ist. Die Nachricht von der Rückkehr des Monarchen wird nach dieser Richtung hin in der Bevölkerung mancherlei Erwartungen rege machen und die Möglichkeit mancher Eventualitäten in Bezug auf die Stellung der einen und der anderen offiziellen Persönlichkeit wird an dieselbe geknüpft werden. Wenige Stunden nach der Ankunft des Kaisers war auch bereits Graf Taaffe in die Hofburg entboten worden und es ist kein Zweifel, daß der Ministerpräsident Bericht über die Katastrophe zu erstatten hatte.

Wien, 20. Dezember. Der Kaiser erschien heute Vormittag im Hofburgtheater, um auch hier, wie gestern in der Hofoper, sich zu überzeugen, daß alle Verfügungen getroffen sind, um Gefahr von den Theaterbesuchern fernzuhalten. Am Eingange des Theaters erwarteten den Kaiser Obersthofmeister Fürst Hohenlohe, Graf Taaffe, Freiherr v. Possinger, General-Intendant Baron Hofmann, Direktor Wilbrandt und der Vicebürgermeister Uhl. Der Kaiser besichtigte die Räumlichkeiten, schritt die Bühne und den Zuschauerraum ab, ordnete die Vermehrung und Erweiterung der Ausgänge, den Bau einer Stiege und die Abschaffung der beiden letzten Sitzreihen der vierten Galerie an. Die Besichtigung nahm längere Zeit in Anspruch. In den nächsten Tagen tritt in der Hoftheater-Intendanz eine Kommission zusammen, um sich über alle Aenderungen im Opern- und Burgtheater schlüssig zu machen.

Provinzielles.

Stettin, 21. Dezember. Der Staatssekretär des Reichspostamts Doktor Stephan hat unterm 13. d. Mts. folgende Verfügung erlassen, welche sich auch andere Leute, Beamte und Nichtbeamte, zu Herzen nehmen könnten: „Nach neueren Wahrnehmungen schreiben einzelne Herren Beamten in amtlichen Berichten ihren Namen so, daß die Unterschrift ihnen selbst zwar als Ausdruck desselben gelten mag, für Andere aber gänzlich unverständlich bleibt. Ich fordere die Beamten eindringlich auf, ihre Namen so zu schreiben, daß sie auf den ersten Blick geläufig zu lesen sind.

— Zu den Vereinen, welche alljährlich zum Weihnachtsfeste eine Einbescherung für arme Kinder arrangiren, gehört auch der Pommersche Gastwirth-Verein. Die Mitglieder desselben sammeln während des Jahres Cigarrenspitzen, Cigarrenbänder und Flaschenkapseln, welche vor dem Feste verwerthet werden, um Geschenke zu kaufen. In diesem Jahre ist die Sammlung so groß ausgefallen, daß 15 Kinder beschenkt werden können und sollen dieselben möglichst mit vollständiger Garderobe versehen werden. Die Einbescheerung wird am ersten Festtag erfolgen.

— Die unverehel. Wilh. Henr. Gnietke aus Torgelow kam am 20 Juni d. J. in das Geschäftslokal des Kaufmanns Wolff Löwe zu Pasewalk, präsentirte demselben einen mit „Frau Lemke, Gastwirthsfrau in Heinrichswalde", unterzeichneten Zettel, durch welchen er ersucht wurde, der Ueberbringerin 1 Dutzend Taschentücher, 1 Bettdecke, 3 Schürzen und 1 Paar Handschuhe zu übergeben und die Rechnung beizufügen, welche dann von Frau L. am nächsten Markttage bezahlt werden würde. Herr L. übergab die Gegenstände, welche einen Werth von M. 13,70 repräsentirten. Später stellte sich heraus, daß Frau L. weder den Zettel geschrieben, noch die G. mit dem Einkauf betraut hatte, die Letztere den Zettel vielmehr gefälscht und die Sachen in eigenem Nutzen verwandt hat. Deshalb hatte sich die Gnietke in der heutigen Sitzung der Strafkammer des Landgerichts wegen Betruges und Urkundenfälschung zu verantworten und wurde zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Am 18. August d. J. wurde dem Dienstmann Fahrenholz ein Sack mit Kartoffeln gestohlen; als Diebe wurden der Arbeiter Georg Ferd. Benzmann und der Schlosser Franz Robert Schilder ermittelt und waren dieselben auch des Diebstahls geständig. Deshalb trifft den B. eine Gefängnißstrafe von 6 Monaten und 1 Jahr Ehrverlust, den Sch., der schon wiederholt vorbestraft ist, eine Zuchthausstrafe von 1 Jahr und 2 Jahr Ehrverlust.

Der Arbeiter Joh. Friedr. Utech, welcher am 9. September d. J. von dem Kr.-Gericht zu Rostock wegen eines Diebstahls zu 1 [illegible]

Mon. Zuchthaus verurtheilt ist, hatte sich demnächst wegen eines gleichen Verbrechens zu verantworten. Er ist geständig und bittet nur, ihn nicht zu Zuchthaus, sondern lieber zum Tode zu verurtheilen. Dieser Wunsch konnte ihm natürlich nicht erfüllt werden, es wurde vielmehr auf eine Zusatzstrafe von 1 Jahr Zuchthaus und 2 Jahr Ehrverlust erkannt.

— Die Alt-Dammer Chaussee wird mit Recht von den Händlern, welche die hiesigen Wochenmärkte besuchen, wegen ihrer Unsicherheit gefürchtet. Schon wiederholt sind daselbst an den Markttagen Waaren, besonders Fleisch, gestohlen worden und nur in den seltensten Fällen gelang es, die Diebe zu ermitteln, trotzdem die Polizeibehörde jener Gegend eine besondere Aufmerksamkeit widmete. So haben auch in letzter Zeit wiederholt Untersuchungen der hiesigen Kriminalbehörde stattgefunden und scheint es derselben gelungen zu sein, eine Höhle der dort hausenden Diebe zu ermitteln. Auf dem Grundstück Altdammerstraße 28 befinden sich verschiedene Holzbaracken, eine derselben ist bereits tief in die Erde versunken und mit Heu angefüllt, ebenso sind die Eingänge mit Heu verpackt. In dieser Höhle haust bereits seit circa 6—7 Jahren, ohne polizeilich angemeldet zu sein, ein Arbeiter, den man im Verdacht hat, an den auf der Chaussee verübten Diebstählen betheiligt zu sein und schweben deshalb jetzt noch die Recherchen.

Wolgast, 19. Dezember. Am vergangenen Freitag gegen Abend wurden hier im Hafen vom Lande aus mehrere laute Hülferufe von 2 Personen auf dem Peenestrom vernommen, in Folge dessen sowohl von diesseits als jenseits des Stromes ein'ge Böte zur Hülfsleistung herbeteilten. Allein selbige fanden trotz eifriger Nachforschungen Nichts, so daß sich die Vermuthung aufdrängte, daß auf dem Strome ein kleines Fahrzeug untergegangen und die Insassen desselben ertrunken seien. Bis zur Stunde konnte noch nicht festgestellt werden, ob hier wirklich ein Unglück passirt ist, oder ob, was schon wiederholt vorgekommen sein soll, böse Buben durch ihr Rufen nach Hülfe sich lediglich einen frivolen Spaß gemacht haben.

☿ **Jastrow**, 17. Dezember. Auf der Flatower Chaussee, nahe der Stadt, verlor gestern die Wittwe M. aus Hohenfier den Betrag von 100 Mark in klingender Münze, welchen sie sich kurz vorher bei einem hiesigen Bäcker für einen Hundertmarkschein eingewechselt hatte. Dieselbe war auf dem Rückwege begriffen und wollte ihr Geld auf einem Chausseekarren, der zur Seite umgestülpt dastand, überzählen, als ein Fuhrwerk daherkam. Dieses genirte sie, und so raffte sie das Geld schnell in ein rothes Tuch ein, um es in die Tasche zu stecken. Dabei muß sie die Tasche verfehlt und es zur Erde haben fallen lassen. Nachdem sie eine Strecke weiter gekommen war, vermißte sie ihr Geld, ging zurück — fand aber nichts. Vermuthlich ist dasselbe durch den Insassen jenes Fuhrwerks aufgehoben worden. Derselbe ist jedenfalls, ohne anzuhalten, durch die Stadt gefahren, so daß es schwer halten dürfte, ihn zu ermitteln.

Kunst und Literatur.

Von den Kalendern empfehlen sich zu Weihnachtsgeschenken: **Der Damen-Almanach** der Haude- und Spener'schen Buchhandlung für 1882 Ein reizender Almanach in elegantem Bande und Goldschnitt mit Raum zu Notizen für jeden Tag, mit Geburtstagskalender, Privat-Adreßkalender, Ausgabe-Notizen und den sonstigen Kalender-Nachrichten.

Genealogischer Almanach. Dresden, Verlag von R. v. Grumblow. Die unbedingte Genauigkeit, übersichtliche und höchst elegante Ausstattung, sowie der billige Preis (2 M.) machen denselben empfehlenswerth.

Schalk-Kalender pro 1882. Leipzig, bei Friedr. Thiel. Preis 1 M.

Ernst Eckstein entfaltet einen durchweg gesunden Humor, oft schneidige und scharfe Satyre und bietet zahlreiche Humoresken, komische Anekdoten, Witze, Scherze und dazu eine Auswahl wohlgelungener lustiger Illustrationen. [359—361]

Luise, Königin von Preußen, von Adami. Berlin, Dümmlers Verlag. 10. Auflage. Wir machen hiermit auf das treffliche allgemein bekannte Buch aufmerksam. [354]

Die Kostümgeschichte der Kulturvölker von Jakob von Falke, Stuttgart bei Spemann, ist so eben vollendet und zeigt uns in 377 Abbildungen die Kostüme der Völker aller Zeiten von den alten Griechen und Römern bis zur Gegenwart. Der Text giebt zu den Bildern die Erläuterungen. Wir haben nur selten ein so interessantes und lehrreiches Buch gefunden, wie das vorliegende und machen unsere geehrten Leser auf dasselbe aufmerksam. [350]

Unter den Prachtwerken für das diesjährige Weihnachtsfest wird die **„Gustav Freytag Galerie"** einen hervorragenden Platz einnehmen. Vier neue Kompositionen zu den Gebilden des Dichters beschließen das in einer Zeitdauer von fünf Jahren, unter der Mitwirkung der hervorragendsten deutschen Künstler, glücklich zu Ende geführte Bilderwerk. Es sind dies die Blätter zu Freytags Dramen „Valentine" mit Portrait der Frau Ellmenreich (die Scene im Boudoir der Valentine, gemalt von J. Leisten in Düsseldorf), „Graf Waldemar" (die Spielscene, gemalt von dem flotten Sportmaler G. Koch, der sich zu Modellen die Hauptvertreter dieses Dramas, die Herren Barnay, Friedmann und Frau Claar-Delia genommen hat), „die Brautfahrt" (gemalt v. Hofmaler Fux in Wien nach der Scenerie der Wiener Hofburgaufführung) und endlich aus dem letzten Ahnenbande „Aus einer kleinen Stadt" die Scene, worin Oberst Desalle vor seiner Abreise seine Feindschaft zu Dr. König äußert. Letztere hat Meister F. Skarbina, der für dieses kleinstädtische Genre aus der Zeit der Freiheitskriege so besonders beanlagt ist, zu einem ergreifenden Bilde gestaltet. Es tritt uns in der scharfen geistvollen Charakteristik beider Helden des Freytag'schen Romans deutlich der Racenhaß zwischen den Typen des romanischen und germanischen Volkes entgegen. — Die jetzt aus 30 Blättern bestehende Galerie gehört zu den werthvollsten Geschen für den Weihnachtstisch.

Vermischtes.

— Ueber heiße Speisen und Getränke schreibt ein alter Praktiker:

Einstmals, als mir die Suppe wieder zu heiß auf den Tisch kam, nahm ich das große Thermometer von der Wand und versenkte es zum größten Entsetzen meiner Frau in die volle Suppenschüssel. Es zeigte 70 Grad Celsius — über 30 Grad mehr als die Blutwärme. Eine Brühe von 70 Grad Wärme sich auf die Zähne in den Mund zu schütten — daß das Thierquälerei sei, müßte eigentlich jede Hausfrau einsehen. Und doch werden uns die Speisen so vielfach in dieser Temperatur aufgetragen. Wie pedantisch läßt der Kurbadende mit dem Thermometer sich die 25 oder 28 Grad Celsius seines Hautbades abmessen! Was würde er sagen, offerirte ihm der Badediener ein Wannenbad von 50 Grad Celsius. Und derselbe Badegast badet täglich beim Mittagessen Mundhöhle und Innenfläche der Wangen mit einer Brühe und mit Brocken von 60 Grad und darüber.

Es ist gar lustig anzuschauen, wie an einer Mittagstafel Jeder bei den ersten Löffeln Suppe, die er zum Munde führt, seine besonderen Grimassen schneidet; unbewußt runzelt er die Stirn und verzieht alle Wangen- und Kinnmuskeln. Ich habe mir manchmal photographische Augenblicksbilder einer Tischgesellschaft gewünscht, welche eben über die heiße Schüssel mit Löffel oder Gabel herfällt. Wenn unsere Hausthiere uns Menschen vor den glühend heißen Schüsseln schmachtend sitzen, uns zornentbrannt wie „Feueresser" die heißen Stücke Kartoffeln über das Gehege der Zähne hinweg verschlingen sähen, wie würden sie über unser Gebahren die Köpfe schütteln!

Ich war einmal um die Mittagsstunde in einem Bauernhause Zeuge, wie eine Bauersfrau ihre Tochter, welche den Futterinhalt eines Kuhkessels unabgekühlt in die Viehtröge tragen wollte, ohrfeigte und fragte, ob sie die Kühe mit dem heißen Futter wohl tödten oder denn doch krank machen wolle? Und doch trug diese nämliche Frau, die also des Viehes sich erbarmte, dem Ihrigen in der nämlichen Minute das Kohlgemüse glühend heiß in großen Schüsseln vom Herd direkt auf den Tisch. Die ungeduldig Harrenden führten vor meinen Augen jenes interessante Grimassenspiel der Feuerprobe auf, an dessen Anblick ich mich schon so häufig ergötzt habe. Jung und Alt spitzen über dem heißen Löffel den Mund; es ist ein allseitiges Blasen und Schlürfen am Löffelrand, ein Säuseln und Flöten am Tisch, als ob's einem Strafessen gälte.

Die nächste unmittelbare Wirkung dieser abscheulichen Küchenplage des Feueressens ist das moderne allgemeine Zahnelend mit all seinen gesundheitsschädlichen Folgen. Man sucht noch immer nach einer Erklärung, warum die Zähne des Oberkiefers in der Regel früher zu Grunde gehen als die des Unterkiefers; man vermuthet die Ursache u. a. in den chemischen Eigenschaften, namentlich der schützenden Beschaffenheit des mehr im Unterkieferbecken sich aufhaltenden Speichels. Aber wir brauchen nur einen frisch geschnappten heißen Bissen in der Mundhöhle zu verfolgen, um gleich einzusehen, daß die Zerstörung des Zahnschmelzes hauptsächlich am Oberkiefer ein mechanischer Sprengprozeß ist, hervorgebracht durch unnatürliche Temperaturgegensätze innerhalb der Mundhöhle. Der heiße Bissen wird zunächst auf dem Zungenrücken durch ein unwillkürliches Schnalzen und Zittern der Zungenmuskeln, welche hierin mit der Zeit eine unglaubliche Fertigkeit erlangen, hin- und hergeworfen; dabei stößt er, wie die Billardkugeln am Randpolster, an den Zähnen auf und ab. Die nächste Folge ist, daß die oberen Zähne die ersten sind, welche zerklüftet werden, und zwar an ihren inneren, der Mundhöhle zugekehrten Kanten. Gleichwie in Glashütten schon eine punktförmige, leise Berührung eines Glascylinders mit dem Sprengbolzen im Nu die ganze Walze spaltet, gerade so muß die heiße Kost schon durch vorübergehende Berührung der Zahnoberfläche den Zahnschmelz immer mehr zerklüften und für das Eindringen und Nachdringen schmelzfeindlicher Flüssigkeiten, wie Zucker, Säuren ꝛc., aufschließen. Aus diesen Andeutungen über Gesundheits-Verwüstungen, welche durch heiße Getränke und Speisen angerichtet werden, ziehen wir die Lehre; schenken wir unseren Hausfrauen oder Köchinnen, wenn wir sie nicht anders von der heißen Kost abbringen können, für die Küche einen Suppen- oder Kaffee-Thermometer, damit sie die Speisen und Getränke, ehe sie auf den Tisch kommen, auf den zuträglichen Wärmegrad abstimmen. Steinalt gewordene Menschen pflegen zu bekennen, daß sie niemals im Leben heiß gegessen und getrunken haben.

— An sämmtliche Gerichtsbehörden der Monarchie ist bekanntlich vor einiger Zeit in Folge höheren Auftrages die Weisung ergangen, die etwa noch vorhandenen Aktenbestände, sofern deren Inhalt nach irgend einer Seite hin interessante Beiträge zur derzeitigen Rechtspflege liefern könnte, nicht zu vernichten, sondern zum Zwecke der Einverleibung in das Staatsarchiv einzureichen. Von den Resultaten der hiernach angestellten Nachforschungen in den staubbedeckten Bodenkammern der Gerichtsgebäude sind der „Ger.-Ztg." einige Fälle zur Kenntniß gelangt, von denen insbesondere drei verdienen, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Der erste, ein Rechtsstreit, ein Sklavenprozeß, hat sich vor noch nicht allzu langer Zeit bei dem ehemaligen Berliner Stadtgericht abgespielt und datirt aus dem Anfang der fünfziger Jahre. Gegenstand dieses in seiner Art einzig dastehenden Prozesses war ein leibhaftiger Mensch, und zwar der im Jahre 1874 daselbst verstorbene Mohr Marcellino. Derselbe hatte im Jahre 1853 einen Doktor R. aus Rio de Janeiro auf seiner Reise nach Berlin begleitet. Doktor R. hatte den M. in Rio als Sklave für 950 Milreis erkauft und erklärte in Berlin mehrfach, er werde bei seiner Rückkehr seine wohlerworbenen Rechte auf M. als Sklaven wiederum geltend machen. Der Mohr mußte nun wohl von irgend Jemand erfahren haben, daß in Preußen menschliche Wesen nicht „verkauft" und dadurch „Eigenthum" anderer Menschenkinder werden können; denn er erschien eines schönen Tages auf dem Vormundschaftsgericht mit der Bitte, ihn aus seiner Sklaverei zu befreien. Das Gericht nahm sich der Sache auch an, bestellte den Kreisjustizrath Dr. Straß „dem Sklaven Marcellino als Kurator behufs Erlangung seiner persönlichen Freiheit", und nunmehr schritt M. im Beistande seines Kurators im Prozeßwege weiter vor. Doktor R., der sich, um mit landrechtlichen Ausdrücken zu reden, rühmte, das Eigenthum an dem Neger Marcellino zu besitzen, wurde in einem sogenannten Diffamationsprozeß durch stadtgerichtliches Erkenntniß vom 10. April 1854, bestätigt in den Appellationsinstanzen am 16. November desselben und 8. Juni des folgenden Jahres, für schuldig erachtet, „die Klage wegen der sich angemaßten Ansprüche auf das Eigenthum des Negers Marcellino innerhalb einer Frist von 9 Monaten gehörig anzustellen, widrigenfalls ihm ein ewiges Stillschweigen auferlegt werden würde." Hiermit hatte Marcellino seine Freiheit, wenn auch nur indirekt, erlangt; denn hätte R. wirklich die Klage angestrengt, so wäre er trotz des Diffamationserkenntnisses einfach abgewiesen worden, weil der Gegenstand des Prozesses (Eigenthumsansprüche an einen Menschen) auf Institutionen (Sklaverei) beruht haben würde, die im Umfange des preußischen Staates gesetzlich unzulässig sind. — Der Schauplatz des zweiten Falles, eines veritablen Hexenprozesses, war im Gerichtsbezirk Frankfurt a. O. und datirt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Angeklagt war selbstverständlich ein armes, altes Weib aus dem Dorfe Bärfelde. Natürlich bestritt die Angeklagte das ihr zur Last gelegte „Verbrechen", und leider ergeben die vergilbten und zerrissenen Akten nicht mehr den endlichen Verlauf dieses Prozesses; sie endigen mit einer Art von Beschluß, Inhalts dessen die „Hexe" einem nochmaligen, hochnothpeinlichen Verhör unterworfen werden sollte. — Der dritte Fall endlich bietet eine köstliche Illustration der gerühmten „guten alten Zeit". Der im vorigen Jahrhundert in Berlin ansässige Bürger Balthasar Nesmodi hat sein Testament im Jahre 1776 „Einem hochweisen Magistrats-Kollegio" überreicht und sich dabei das Recht vorbehalten, jenes durch Nachzettel abändern und ergänzen zu können. Von dieser Freiheit machte der alte Herr auch den umfassendsten Gebrauch, und bald liefen seitens der sich hierdurch benachtheiligt glaubenden Haupterben des ursprünglichen Testaments bei dem vorerwähnten Magistrats-Kollegium Beschwerden ein, die in dem naiven Verlangen gipfelten, die Annahme fernerer Nachzettel überhaupt zu verweigern, eine Forderung, die selbst dem Hochweisen zu viel war und gebührend abgelehnt wurde. Doch die Erben wandten sich direkt an — Friedrich den Großen und verstanden auch, den König für ihre Ansichten zu gewinnen. Kurz entschlossen resolvirte der alte Fritz, „daß von dem N. keinerlei Kodizilles mehr angenommen werden dürften, da dieser mit den vielen Zettels nur molestire, und die rechtmäßigen Erben nicht chagrinirt werden sollen." Selbstverständlich mußte sich „ein hochweises Magistrats-Kollegium" wie Balthasar Nesmodi hiermit begnügen.

— (Gewaltthat eines Kommunards.) Charles Lullier, der halb unzurechnungsfähige Kommunard, hat sich eine neue Gewaltthat zu Schulden kommen lassen, die für ihn die ernstesten Folgen haben dürfte. Von Marseille, wo er sich in der letzten Zeit aufhielt, ging er nach Toulon und lauerte dort Donnerstag Früh um 8 Uhr dem Fregattenkapitän Sibour, Kommandanten des Transportschiffs „Naiade", auf. Als dieser seine in der Rue Trabuc gelegene Wohnung verließ, ging Lullier auf ihn zu und fragte ihn sehr ruhig, ob er Herr Sibour sei. Kaum hatte der Kommandant, indem er höflich die Mütze abnahm, die Frage bejaht, so spie ihm Lullier ins Gesicht und versetzte ihm gleichzeitig eine so fürchterliche Ohrfeige, daß der Offizier betäubt an die Mauer des Arsenals rollte. Nachdem Sibour sich von seinem Schrecken erholt, stürzte er sich, obgleich nur mit einem leichten Stöckchen bewaffnet, auf seinen Feind, der ihn nun mit dem schweren Stocke, den er mitgebracht hatte, noch viel übler zurichtete. Den Leuten, welche auf den Lärm herbeieilten, rief der Wütherich zu: „Ich bin Charles Lullier; dieser ist der Kapitän Sibour, der unter dem Kaiserreich mit seinen Verleumdungen meine Laufbahn in der Marine vernichtet hat!" Dies gesagt, entfernte er sich eilig, ohne von irgend wem angehalten zu werden. Des Mittags wurde er auf dem Bahnhof, als er eben Toulon verlassen wollte, verhaftet.

— Recht gemüthliche Leute müssen die Mitglieder einer Kirchengemeinde in dem Neste Bones Brook im Staate New-Jersey sein. Ihr früherer Geistlicher, Pastor George Bowers, welcher im Zuchthause zu Trenton zwei Jahre wegen Fälschung abgesessen hatte, hielt in seiner alten Kirche einen Vortrag über „Gefängnißleben", beklagte sich bitter über die Behandlung, welche ihm im Gefängniß zu Theil geworden ist, und die Gemeinde hörte ihm andächtig zu.

— (Gelöster Zweifel.) Staps: „Schön ist das Mädchen, Geld hat sie auch, aber ob sie g'scheidt ist oder nicht, darüber bin ich noch im Unklaren." — Bissig: „Halt einmal um sie an, wenn sie Dich nimmt, kannst Du Dich ganz gewiß darauf verlassen, daß sie — sehr dumm ist."

Handelsbericht.

Berlin, 19. Dezember. (Bericht über Butter und Eier von J. Bergson und Alfred Orgler.)

Die verflossene Berichtswoche ließ jene Lebhaftigkeit auf dem Buttermarkt vermissen, welche sonst die Nähe des Weihnachtsfestes hervorzubringen pflegt. Die Nachrichten aus den Exportplätzen lauten meist trübe, da einerseits Produzenten ihre hohen Forderungen nicht ermäßigen wollen, andererseits die Qualität der meisten Marken zu ungleich fällt, um den strengen Anforderungen der auswärtigen Märkte zu genügen. An unserem Platze stagnirt das Geschäft vollständig. Die winzigen Zufuhren in frischen, feinen und Mittelsorten genügen für den eingeschränkten Konsum, so daß Preisvariationen nicht zu melden sind.

Es notiren ab Versandtorte: Feine und feinste Holsteiner und Mecklenburger 120—130 M., Mittel- 110—115 M., ost- und westpreußische Gutsbutter 120—130 M., ostfriesische — M., pommersche 98—100 M., pommersche Pächterbutter — M., Elbinger — M., Litthauer — M., Netzbrücher — M., schlesische 95—98 M., schlesische feine und feinste — M., galizische 86—88 M., ungarische 82 M. per 50 Kilo.

An der Börse vom 15. d. hielt sich Eierpreis unverändert auf M. 4,30 per Schock. Bei sehr matter Börse hielt sich heute Preis unverändert auf M. 4,30 per Schock.

Detailpreis Mark 4,40 per Schock.

Telegraphische Depeschen.

Wien, 20. Dezember. Von dem deutschen Kaiser sind der Statthalterei von Nieder-Oesterreich durch Vermittelung des auswärtigen Amtes zur Unterstützung der bei dem Brande [illegible]theaters betroffenen Unglücklichen und de[illegible] Hinterbliebenen der dabei Verung[illegible] Mark zugekommen.

Paris, 20. Dezember. Dem Vernehmen nach wird sich Roustan demnächst [illegible] begeben, um seinen Posten als Mi[illegible] wieder einzunehmen.

Rom, 20 Dezember. Der [illegible]rath von Rom votirte zum Besten der [illegible]bliebenen der beim Ringtheater-Brande Ver[illegible] 5000 Francs.

Rom, 20. Dezember. D[illegible]sekretär des auswärtigen Amtes, Baro[illegible] hat der Kommission zur Vorberathung de[illegible]eferungs-Gesetzentwurfs eine Denkschrift überg[illegible], in welcher nachgewiesen wird, daß Personen, welche sich des Mordes oder der Mitschuld am Morde, sei derselbe an Souveränen, Staats-Oberhäuptern oder anderen Personen begangen, schuldig machen, niemals das Asylrecht genießen können, daß vielmehr in diesen Fällen stets die Auslieferung der Uebelthäter zugestanden werden müsse.

Petersburg, 20. Dezember. Ueber die Wiederauffindung des Dampfers „Jeanette" wird weiter gemeldet:

Die Regierung von Jakutsk wurde benachrichtigt, daß 9 Eingeborene des Weilers Oulons am Kap Bachay 140 Werst nördlich vom Kap Bikoff am 14. September ein großes Boot fanden mit 11 Personen von dem Dampfer „Jeanette", welcher nach vielen Leiden Schiffbruch gelitten hatte. Der Adjunkt des Distriktschefs wurde sofort beauftragt, mit einem Arzte und Medikamenten den Schiffbrüchigen Hülfe zu leisten, sie nach Jakutsk zu bringen und nach der übrigen Mannschaft zu suchen. 500 Rubel wurden zum Decken der ersten Kosten angewiesen. Der zu dem gescheiterten Dampfer gehörige Ingenieur [illegible] sandte 3 ordentliche Telegramme an den Besitzer des „Newyork Herald", Bennett, in London, an den Sekretär der Admiralität in [illegible] und an den amerikanischen Gesandten in Petersburg. Die Schiffbrüchigen litten an Allem Mangel. Melville meldet, daß der Dampfer „Jeanette" am 23. Juni unter dem 77. Breitengrade vollständig von Eismassen eingeschlossen war. Die Schiffbrüchigen, welche in 3 Abtheilungen 50 Meilen von der Mündung der Lena in Böten aufgebrochen waren, wurden durch heftige Stürme und Nebel getrennt. Das Boot Nr. 3 unter der Führung Melville's erreichte am 29. September die östliche Mündung der Lena, wo es durch Eisschollen bei dem von heidnischen Eingeborenen bewohnten Weiler Bolonenga festgehalten wurde. Das Boot Nr. 1 ist an der nördlichen Mündung der Lena gelandet; die Mannschaft desselben befindet sich in einem furchtbaren Zustande, da mehreren Personen die Gliedmaßen abgefroren sind. Zur Unterstützung der Unglücklichen, die sich in äußerster Gefahr befinden, ist eine Expedition abgegangen. Vom Boote Nr. 2 fehlen noch alle Nachrichten.

Die Geschwister.

Sensations-Novelle
von
A. Passow.

10)

„Ich habe Dir zu Ehren ein bengalisches Feuer bestellt," sagte Lisste und bemühte, sich ihren Zügen einen heiteren Ausdruck zu geben und zeigte auf das vor ihnen liegende Schloß, das von den untergehenden Strahlen der Sonne blutroth beleuchtet war. Der lichte Schein spiegelte glitzernd mit den zahllosen Fensterscheiben des weitläufigen Gebäudes und lieh denselben seinen feurigen Hauch. Jetzt entdeckte Lisste's Auge Eduard, der harrend am Eingang seines Daheims in der geräumigen Veranda stand. Sie zuckte zusammen, als erschrecke sie heftig, dann neigte sie sich zu William und sagte ihm hastig ins Ohr:

„Was Du auch siehst und hörst, Bruder; bleibe gelassen. Keine Unruhe, keine Sorge darf in Dir aufsteigen! Vielleicht gelingt es mir morgen, Dich allein zu sprechen."

Der Wagen hielt an und William führte seine Schwester ins Haus. Eine peinliche Scene folgte. Eduard begrüßte seinen vermeintlichen Schwager mit kühler Zurückhaltung und wandte sich dann mit gerunzelter Stirn an seine Gattin.

„Warum bist Du mir ungehorsam gewesen?" sprach er mit grollender Stimme. „Du weißt es doch, daß Du ohne mich und ohne mein Wissen und Wollen das Haus nicht verlassen darfst!"

„Verzeih'", entgegnete Lisste, die Augen niederschlagend, „es soll nicht wieder geschehen!"

William wollte das Wort ergreifen. Seine Schwester sah ihn flehend an. Er gedachte ihres eben ausgesprochenen Wunsches und schwieg.

Das Abendessen verlief ohne Störung. Eine dumpfe Schwüle schien im Hause zu herrschen. Jeder der Anwesenden bemühte sich sichtlich, doch vergebens, die Unterhaltung in Fluß zu bringen. Eduard hatte sehr gealtert. Seine tiefgesunkenen Augen zeigten einen unheimlichen Glanz, seine dünnen Haare waren ergraut und seine Wangen stark geröthet. Nachdem die Tafel aufgehoben war, führte er seinen Gast in den Garten; die Damen blieben in der Veranda.

Nicht weit vom Hause setzte er sich auf eine eichene Bank. „Hier wollen wir uns niederlassen. Von hier aus kann ich sie beobachten," sagte er im halblauten Tone.

„Wen beobachten?" fragte William und sah sich forschend nach einem Gegenstande, der möglicher Weise Eduards Besorgnisse erregen konnte, um.

„Das will ich Dir sagen, Schwager," entgegnete er, „allein Du darfst es Niemandem verrathen, das mußt Du mir schwören. Ich will es nicht dulden, daß Schimpf und Schande über mein Haus kommt, daß die Leute mit Fingern auf mich zeigen und sagen: das ist der arme reiche Graf Hohenfels, der sich mit seinen Geldsäcken nicht das Herz seiner Frau erkaufen konnte."

„Eduard!" unterbrach ihn William, dessen Zorn erwachte. „So darfst Du nicht reden! Wenigstens nicht in meiner Gegenwart."

„Und doch muß ich es. Gerade Dir muß ich es anvertrauen, daß Lisste mich schmählich hintergeht, daß sie eine heimliche Liebe hat und auf die erste Gelegenheit wartet, mir zu entfliehen."

Er hatte in athemloser Hast gesprochen und sich mehrere Male scheu umgesehen, ob auch Jemand Unbefugtes die harte Anklage, die er gegen seine Frau erhob, vernehme. Krampfhaft erfaßte er Williams Hand. „Unterbrich mich nicht," rief er erregt, „sage nicht, daß Du solche Worte nicht ertragen kannst. Weiß Gott, ich ertrage sie selbst kaum. Sie erdrücken mir das Herz. Dies stete Aufachten und Spioniren, zu dem ich verurtheilt bin, ist Höllenqual. Zu wissen, daß die Frau, die man bis zum Wahnsinn liebt, ihre Neigung einem anderen unbekannten Manne zugewandt hat und diesen Nebenbuhler Tag und Nacht zu suchen, ihm Stunde um Stunde aufzulauern und ihn doch nicht finden; o das ist entsetzlich. Doch still, da kommt Lisste's Mutter. Wir wollen von etwas anderem reden. Sie glaubt, ihrer Tochter Herz sei rein, wie frischgefallener Schnee. Sie ist blind und reizt mich mit ihrem steten Widerspruch."

Williams Hand hatte sich unwillkürlich geballt. Wie durfte Eduard es wagen, solche Verleumdungen gegen seine Schwester auszustoßen! Plötzlich kamen ihm Lisste's Worte in den Sinn. Hatte sie nicht gesagt: was Du auch siehst und hörst, bleibe ruhig, Bruder! Hatte sie diese räthselhafte Unterhaltung vorausgesehen? Kannte sie die Zweifel, die ihres Gatten Brust mit Zentnerschwere belasteten?

Frau Dr. Steffens trat näher. Eduard ging ihr einige Schritte entgegen. „Warum ließest Du Lisste allein und ohne Aufsicht?" fragte er im Tone des Unmuthes. „Sie soll und darf nie, auch nur eine Sekunde, unbeachtet sein."

Frau Dr. Steffens wollte ihm etwas erwidern, allein ehe sie den Mund geöffnet hatte, war Eduard fort. Geflügelten Fußes eilte er dem Schlosse zu.

William sah seinem Schwager nach. Er glaubte zu träumen. Plötzlich erwachte er aus seiner Erstarrung und wandte sich zu seiner Pflegemutter. Diese erschrack heftig.

„Dein Gesicht ist todtenbleich, mein Sohn," rief sie, „sage, was ist Dir geschehen?"

„O Mutter, Mutter, was mußte ich hören?"

„Fasse Dich, mein Sohn! Eduard ist allerdings sehr, sehr krank!"

„O, meine Ahnung!" stieß William hervor.

Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Eduard war irrsinnig. Es konnte nicht anders sein! Die dunklen Gebilde, welche ihn bedrückten, waren Ausgeburten einer krankhaft erregten Phantasie.

„Eduard muß in's Irrenhaus und zwar sofort," sagte er nach einer Pause.

Frau Dr. Steffens schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, William," entgegnete sie, „ein solcher Schritt hat erst dann seine Berechtigung, wenn unsere traurige Vermuthung zur Gewißheit geworden ist und andere Leute ebenso klar sehen, wie wir. Das ist aber keineswegs der Fall. Weder Nancy noch ihr Mann, der Hauptmann Wunnenstein, würden uns glauben, wenn wir Eduard für geisteskrank erklären wollten. Wenn er mit ihnen spricht, äußert er sich klar und vernünftig. Er leidet offenbar nur an dieser einen fixen Idee, mit der er sich und Lisste unablässig quält. Und selbst sein Argwohn würde vielleicht fremden Menschen nicht ganz unbegründet erscheinen. Es ist schon oft genug vorgekommen, daß junge hübsche Frauen auf Abwege geriethen."

„Aber, Mutter, wie ist es nur möglich, Lisste etwas Derartiges zuzutrauen."

„Uns freilich scheint ein solcher Fall undenkbar. Die Welt jedoch, die Lisste nicht kennt, wird eher glauben, daß sie untreu, als daß er irre ist. Wir müssen uns in Geduld fassen, mein Sohn; müssen Lisste's traurige Lage zu erleichtern suchen und ruhig warten, bis wir Beweise haben, die nicht allein uns, sondern auch andere von der Thatsache überzeugen, daß er derselben Geisteszerrüttung unterliegt, wie seine verstorbene Mutter."

„Und während wir die Hände in den Schooß legen, leidet Lisste! O Mutter, Du verlangst Unmögliches von mir."

Zwölftes Kapitel.
Der Mord.

Am folgenden Tage traf Hauptmann Wunnenstein mit seiner Gattin, Eduard's Schwester, ein. Die Letztere hatte sich unbedeutend verändert. Ihre Züge waren vielleicht etwas schärfer, ihre Bewegungen würdevoller geworden. Sie begrüßte ihren ehemaligen Spielgefährten William mit unverhohlener Herzlichkeit und stellte ihn sofort ihrem Herrn und Gebieter vor. Dieser war keine angenehme Persönlichkeit. Sein aufgedunsenes starkknochiges Gesicht verrieth einen selbstgefälligen eitlen Charakter. Er sprach viel und hielt sich für ungemein geistreich und scharfsinnig. Seine manchmal lästige Redseligkeit war den Bewohnern von Seeberg an dem heutigen Tage eine willkommene Zugabe. Sie waren sämmtlich mehr zum Schweigen als zum Sprechen aufgelegt; so kam es, daß schließlich der Hauptmann Wunnenstein die Kosten der Unterhaltung fast allein trug.

„Ich habe oft behaupten hören," sagte er zu Lisste, „daß jede glückliche Ehe dergestalt auf die

II. Leibesverstopfung.

Die Verstopfung, welche darin besteht, dass unverwendbare Stoffe, die der Körper absondern sollte, in demselben zurückgehalten werden, hat hauptsächlich ihren Grund in einer gewissen Trägheit und Erschlaffung der Unterleibsorgane, welche die Darmbewegung verlangsamt und die ringförmigen Muskeln nicht so viel Spannkraft entwickeln lässt als erforderlich wäre, um durch ihr Zusammenziehen die Entleerung zu bewerkstelligen.

Verbleibt die zu verdauende Nahrung zu lang in den Gedärmen, so entstehen Gase (Blähungen) und ein unangenehmes Drücken, das Gefühl des Gespanntseins bemächtigt sich des Körpers, besonders bei einigermassen fettleibigen Personen (bei Schwangern oder nach den Wochenbettsn häufig). Man klagt über Kopfweh, Schmerzen in der Brust, dem Rücken, Unterleib, im Magen und den Därmen, Schwindel, Blutandrang, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie, Müdigkeit in den Gliedern, Appetitlosigkeit und betrachtet diese Erscheinungen als selbstständige Leiden, während sie nur sekundär sind, und durch die Verstopfung verursacht werden. Der beste Beweis hierfür ist der, dass sobald Oeffnung eintritt, auch die übrigen Schmerzen schwinden. Bei vielen Menschen hat sich die Anfangs nur zeitweise und vorübergehende Verstopfung durch Anwendung zu starkwirkender, für die Unterleibsorgane nur schädliche und schwächende Mittel zu einem andauernden Leiden gestaltet, es müssen fortwährend, ja täglich Mittel in Anwendung kommen, und nur durch drastische und scharfe Wirkung ist noch eine Entleerung herbeizuführen.

Wenige jedoch wissen, welchen Schaden sie ihrem Körper, hauptsächlich den Unterleibsorganen durch diesen Missbrauch zufügen und welche Folgen daraus entstehen. Gar manchem schweren Leiden würde vorgebeugt, wenn die richtigen auf das Leiden selbst heilend wirkenden Arzneien angewandt würden.

Um nun derartige Erkrankungen mit Erfolg rasch zu beseitigen und die gestörten Funktionen der Därme zu heben und zu kräftigen, wende man stets nur solche Arzneien an, welche auf die Magen- und Darmschleimhaut anregend und milde reizend wirken und durch ihre sanfte abführende Wirkung eine Entleerung herbeiführen. Freilich giebt es nur wenige Mittel, welche die Vorzüge enthalten und deren Anwendung wirkliche Heilung bringt. Wir können die in neuerer Zeit von dem Apotheker Rich. Brandt in Schaffhausen dargestellten Schweizerpillen jedem derartig Leidenden als ein reelles, vollkommen unschädliches, sanft wirkendes Heilmittel, das sich Jeder anschaffen kann, als Hausmittel bestens empfehlen.

Dieses bewährte Heilmittel ist in den meisten Apotheken zu finden und zwar ist dasselbe in Stettin: in der Hofapotheke, Schuhstrasse 28; in Massow: bei dem Apotheker Wolff; Grabow: bei dem Apotheker Hoffmann; Labes: bei dem Apotheker Kellner; Treptow a. R.: bei dem Apotheker Rowe; Belgard: in der Adlerapotheke; Grünhof: bei dem Apotheker Jonas; Löcknitz: bei dem Apotheker Reichard; Ferdinandshof: bei dem Apotheker Augsburg; Plathe: bei dem Apotheker Otto; Anklam: in der Adler-Apotheke vorräthig, nur in Blechdosen enthaltend 50 Pillen für M. 1. — und 15 Pillen für 35 Pfg. und soll man darauf achten, dass jede Schachtel mit einer rothen Etiquette mit dem Schweizerkreuz und dem Namenszug des Apotheker Brandt versehen ist.

Börsen-Berichte.

Stettin, 30. Dezember. Wetter etwas Schnee und Regen. Temp. + 3° R. Barom. 27" 11'''. Wind SW.

Weizen wenig verändert, per 1000 Klgr. loko gelb 205—220 bez., geringer 192—203 bez., weißer 208—222 bez., per April-Mai 223,5 Bf., 223 Gd., per Mai-Juni do.

Roggen flau, per 1000 Klgr. loko inl. 169—167 bez., per Dezember 169—177 bez., per April-Mai 164,5—163,5—164 bez., per Mai-Juni 162 Bf.

Gerste ruhig, per 1000 Klgr. loko Futter- 130—140 bez., Brau- 153—159 bez.

Hafer unverändert, per 1000 Klgr. loko neuer pomm. 140—150 bez.

Erbsen matt, per 1000 Klgr. loko Koch- 170—178 bez., Futter- 158—167 bez.

Winterrübsen matt, per 1000 Klgr. loko per April-Mai 275 Bf.

Rüböl niedriger, per 100 Klgr. loko ohne Faß 57,5 Bf., per Dezember 55,75 Bf., per Januar-Februar 56 Bf., per April-Mai 57,75 Bf.

Spiritus unverändert, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 46,5 bez., per Dezember 48,4—48,2 bez., Bf. u. Gd., per Dezember-Januar do., per April-Mai 49,3—49,4 bez., Bf. u. Gd., per Mai-Juni 49,8 Bf. u. Gd., per Juni-Juli 50,5 Bf. u. Gd.

Petroleum per 50 Klgr. loko 8,45—8,50 tr. bez., alte Usance 8,8 tr. bez., in einem Falle 8,6 tr. bez.




Gesichtszüge der betreffenden Personen einwirkt, daß sie im Laufe einiger Jahre den Eindruck eines Geschwisterpaares hervorrufen. Halten Sie es für möglich, Frau Schwägerin, daß eine mehr oder minder stark ausgeprägte Aehnlichkeit zwischen Mann und Frau ihre geringere oder größere Seelenharmonie zu beweisen im Stande ist?"

Diese Wendung des Gespräches war Lissie durchaus nicht erwünscht, dem Hauptmann schien sie dagegen ein ungemeines Behagen zu verursachen. Er fuhr mit der Hand über seinen dicken Schnurrbart und erwartete schmunzelnd ihre Antwort.

„Ueber Aehnlichkeiten sollte man nie streiten," erwiderte sie. „Einige Menschen behaupten z. B., ich gleiche meinem Bruder; andere versichern das Gegentheil."

Lissie hätte diese Aeußerung nicht thun sollen. Sie übte eine ganz eigenthümliche Wirkung auf den Hauptmann aus.

„Geehrte Frau Schwägerin, ich habe allen Respekt vor Ihrer Wahrheitsliebe, besonders wenn Sie ein so verzweifelt unschuldiges Gesicht machen wie eben jetzt," sagte er und heftete seine mit buschigen Brauen umgegebenen, wasserblauen Augen auf seine Nachbarin, „aber Sie wollen mir doch nicht einzureden suchen, daß Sie Dr. Brauns wirklich für Ihren Bruder halten?"

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Lissie.

„Vielleicht versteht Ihr angeblicher Bruder mich um so besser," fuhr er mit erhobener Stimme fort, neigte sich über den Tisch und fragte mit starker Betonung:

„Herr Dr. Brauns, erkennen Sie meine liebenswürdige Nachbarin als Ihre rechtmäßige, leibliche Schwester an?"

Ein dunkles Roth bedeckte urplötzlich William's Züge; er sah, wie die Augen aller Anwesenden sich auf ihn richteten.

„Wir sind unter einem Dache aufgewachsen," entgegnete er ausweichend.

Der Hauptmann lachte in seiner lauten Weise. „Mit solchen Antworten dürfen Sie mir nicht kommen, junger Herr. Ich frage nicht danach, ob Sie einige Jahre in einem Hause gelebt haben, sondern ob Sie Geschwister sind; — Ja oder Nein?"

„Sie haben kein Recht, mich zu examiniren," rief William aufwallend.

„Aber ich habe ein Recht dazu," fiel Eduard jetzt mit erregter Stimme ein. Seine Augen hatten einen unheimlich argwöhnischen Ausdruck angenommen. „Ich verlange eine sofortige Erklärung dieser unverständlichen Unterhaltung."

Frau Dr Steffens, die bereits am Anfange dieses Gespräches kreidebleich geworden war, sagte: „Ich bitte die Herren, sich zu beruhigen; das Mißverständniß läßt sich mit wenigen Worten aufhellen." Niemand achtete ihrer.

Eduard war aufgesprungen und mit ihm erhoben sich sämmtliche Anwesenden von ihren Sitzen. Er trat nahe an William heran und schrie mit heiserer Stimme: „Sprich, ist Lissie Deine Schwester."

William zögerte eine Sekunde, dann sagte er: „Nein, sie ist meine Kousine."

„So habt Ihr mich also belogen!" schrie Eduard in maßloser Wuth und griff nach dem Messer, das ihm auf dem Tische zunächst lag. „O, nun wird mir alles klar. Jetzt kenne ich die Schlange, die mein Leben vergiftet, die mein Weib verführt" Er erhob drohend seine Rechte; Lissie fiel ihm in den Arm.

„Mäßige Dich, Eduard," rief sie bebend. „William wird noch in dieser Stunde das Haus verlassen. Er wird nicht eher zurückkehren, als bis dies unselige Geheimniß, dies Gespräch, von dem ich keine Silbe verstehe, aufgeklärt ist" Sie warf einen flehenden Blick auf ihren vermeintlichen Bruder und dieser erwiderte:

„Lissie hat Recht; ich gehe. Im Bahnhofsgebäude der nächsten Station bin ich jederzeit zu sprechen und rechne darauf, daß die Herren dort mit mir unterhandeln werden, und zwar in andrer Weise als mit Worten." Er hielt inne, warf einen Blick auf Frau Dr. Steffens, die nahe an ihn herangetreten war und fuhr fort: „Mutter, Du sorgst dafür, daß Lissie kein Haar gekrümmt wird." Er war gegangen. Eine Stunde später erhielt er ein kurzes Billet. Es war von Lissie's Hand geschrieben, und enthielt die Worte:

„Erwarte mich heute Abend zwischen zehn und elf bei der großen Buche vor der Parkpforte. Ich will versuchen, Dich dort zu sprechen."

Der Mond war aufgegangen. Seine lichten silberweißen Strahlen erhellten das hohe Schloß und die Wege des Parkes, während das Thal rings umher in tiefem Schatten lag. Unter der großen Buche an der Parkpforte harrte ein einsamer Mann. Seine Augen waren unverwandt auf das stattliche Gebäude gerichtet. Er stand still und regungslos, aber seine Brust hob und senkte sich stürmisch; sein Herz pochte hörbar.

(Fortsetzung folgt.)